

JOY FIELDING
Lauf, Jane, lauf!



Buch

So beginnen Alpträume: Eine Frau verläßt ihr Haus und findet sich wenig später auf den Straßen Bostons wieder – blutbefleckt, die Taschen voller Geld, ohne Erinnerungsvermögen. Nach einem Tag des Umherirrens sucht sie schließlich Hilfe. Bei der ärztlichen Untersuchung wird sie erkannt, und man holt ihren Mann, einen angesehenen Kinderarzt, zu Hilfe. Doch der ist ihr fremd - wie alles aus ihrem bisherigen Leben. Schon bald fühlt sie sich als Gefangene im eigenen Haus, von der Außenwelt abgeschirmt, auf Medikamente gesetzt. Will ihr Mann sie in den Wahnsinn treiben? Woran soll sie sich nicht erinnern? Und warum? Wo ist ihre Tochter? In ihr wächst der furchtbare Verdacht, daß sie einem teuflischen Plan ausgeliefert ist.

Autorin

Joy Fielding gehört zu den unumstrittenen Spitzenautorinnen Amerikas. Seit ihrem Psychothriller » Lauf, Jane, lauf! « waren alle ihre Bücher internationale Bestseller. Joy Fielding lebt mit ihrem Mann und zwei Töchtern in Toronto, Kanada, und in Palm Beach, Florida.

Joy Fielding im Goldmann Verlag:

Die Haushälterin · Home, sweet home · Blind Date · Solange du atmest · Die Schwester · Sag, dass du mich liebst · Das Herz des Bösen · Am seidenen Faden · Im Koma · Herzstoß · Das Verhängnis · Die Katze · Sag Mami Goodbye · Nur der Tod kann dich retten · Träume süß, mein Mädchen · Tanz, Püppchen, tanz · Nur wenn du mich liebst · Bevor der Abend kommt · Zähl nicht die Stunden · Flieh wenn du kannst · Ein mörderischer Sommer · Lebenslang ist nicht genug · Schau dich nicht um · Lauf, Jane, lauf! · Die Haushälterin · Die Besucherin

( alle auch als E-Book erhältlich)

Joy Fielding

Lauf, Jane, lauf!

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Mechtild Sandberg-Ciletti

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»See Jane Run«
bei William Morrow and Company, Inc., NewYork

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

70. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung

Copyright © 1991 by Joy Fielding

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1992

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagfoto: FinePic®, München und Arcangel Images / © Joana Kruse

LK: Herstellung: sc

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-41333-1

www.goldmann-verlag.de

Für Warren
und für
Shannon und Annie

1

An einem Nachmittag im Frühsommer ging Jane Whittaker zum Einkaufen und vergaß, wer sie war.

Sie stand an der Ecke Cambridge und Bowdoin Street mitten in Boston und wurde sich plötzlich ohne jede Vorwarnung bewußt, daß sie zwar genau wußte, *wo* sie war, aber keine Ahnung hatte, *wer* sie war. Sie wußte, daß sie auf dem Weg ins Lebensmittelgeschäft war, um Milch und Eier zu besorgen. Die brauchte sie für den Schokoladenkuchen, den sie backen wollte; *warum* sie ihn hatte backen wollen und für *wen*, konnte sie aber nicht sagen. Sie wußte genau, wieviel Gramm Schokoladenpulver das Rezept vorschrieb, aber ihr eigener Name fiel ihr nicht mehr ein. Sie konnte sich auch nicht erinnern, ob sie verheiratet oder alleinstehend, verwitwet oder geschieden, kinderlos oder Mutter von Zwillingen war. Sie wußte weder ihre Größe noch ihr Gewicht noch ihre Augenfarbe. Sie wußte ihren Geburtstag nicht und nicht ihr Alter. Sie konnte die Farben der Blätter an den Bäumen benennen, aber sie konnte sich nicht erinnern, ob sie blond oder brünett war. Sie wußte, wohin sie wollte, aber sie hatte keine Ahnung, woher sie kam.

Der Verkehrsstrom in der Bowdoin Street floß langsamer und kam zum Stillstand. Rechts und links lösten sich Menschen von ihrer Seite, wie von einem Magneten zur anderen Straßenseite hinübergezogen. Sie allein stand wie festgewachsen, nicht imstande, einen Schritt zu tun, kaum fähig zu atmen. Vorsichtig, bewußt langsam, den Kopf im Kragen ihres Trenchcoats versteckt, blickte sie verstohlen erst über die eine, dann über die andere Schulter. Passanten schossen an ihr vorbei, als sei sie gar nicht vorhanden, Männer und Frauen, deren Gesichter keinerlei

äußere Zeichen von Selbstzweifel zeigten, deren Schritt kein Zögern verriet. Sie allein stand völlig still, nicht willens – nicht fähig –, sich zu bewegen. Sie nahm Geräusche wahr – Motorengerbrumm, Hupen, das Gelächter von Menschen, den Klang ihrer Schritte, der abrupt abbrach, als die Autoschlangen sich wieder in Bewegung setzten.

Sie hörte das giftige Flüstern einer Frau – »diese kleine Nutte«, zischte sie – und glaubte einen Moment lang, die Frau spräche von ihr. Aber sie war offenkundig im Gespräch mit ihrer Begleiterin, und keine der beiden schien sich auch nur im geringsten bewußt, daß sie neben ihnen stand. War sie unsichtbar?

Eine irrwitzige Sekunde lang dachte sie, sie wäre vielleicht tot, so wie in einer dieser alten *Twilight Zone* Episoden, in der eine Frau sich mutterseelenallein irgendwo auf einer nächtlichen Straße wiederfindet und verzweifelt bei ihren Eltern anruft, nur um von ihnen hören zu müssen, daß ihre Tochter bei einem Autounfall ums Leben gekommen sei und was ihr überhaupt einfiel, sie mitten in der Nacht aus dem Schlaf zu reißen? Aber dann bestätigte die Frau, deren Mund sich eben noch geringschätzig um das Wort »Nutte« gekräuselt hatte, ihre Existenz mit einem freundlichen Lächeln, wandte sich wieder ihrer Begleiterin zu und ging mit ihr über die Straße.

Tot war sie also offensichtlich nicht. Und unsichtbar auch nicht. Wieso konnte sie sich an etwas so Blödsinniges wie eine Szene aus *Twilight Zone* erinnern, aber nicht an ihren Namen?

Neue Menschen sammelten sich um sie und warteten, mit den Schuhspitzen aufs Pflaster trommelnd, ungeduldig darauf, die Straße überqueren zu können. Wer auch immer sie war, sie war nicht in Begleitung. Es war niemand da, bereit, ihren Arm zu nehmen; niemand, der besorgt von der anderen Straßenseite herüberspähte und sich wunderte, wieso sie zurückgeblieben war. Sie war allein, und sie wußte nicht, wer sie war.

»Bleib ruhig«, flüsterte sie sich zu und suchte im Klang ihrer

Stimme nach einem Fingerzeig, aber selbst die Stimme war ihr fremd. Sie verriet nichts über Alter oder Personenstand, ihr Akzent war nichtssagend, bemerkenswert allenfalls der Unterton der Panik. Sie hob eine Hand zum Mund und sprach hinein, um nicht unnötig aufzufallen. »Keine Panik. In ein paar Minuten ist alles wieder klar.« War es eine Gewohnheit von ihr, mit sich selbst zu sprechen? »Alles schön der Reihe nach«, fuhr sie fort und fragte sich, was das bedeuten sollte. Wie sollte sie der Reihe nach vorgehen, wenn sie völlig im dunkeln tappte? »Nein, das stimmt nicht«, korrigierte sie sich. »Einiges weißt du. Du weißt sogar eine ganze Menge. Überleg mal«, ermahnte sie sich lauter und sah sich sofort hastig um, aus Angst, jemand könnte sie gehört haben.

Eine Gruppe von vielleicht zehn Personen bewegte sich auf sie zu. Die wollen mich holen und dorthin zurückbringen, von wo ich entsprungen bin, war ihr erster und einziger Gedanke. Aber dann begann die Führerin der Gruppe, eine junge Frau Anfang Zwanzig, in dem vertrauten breiten Bostoner Tonfall zu sprechen, der ihrer eigenen Stimme merkwürdigerweise fehlte, und sie erkannte, daß sie für diese Leute ebenso belanglos war wie zuvor für die beiden Frauen, deren Gespräch sie mitangehört hatte. War sie überhaupt für jemanden von Belang?

»Sie sehen«, sagte die junge Frau, »Beacon Hill ist ein Viertel, von dem aus die Bewohner bequem zu Fuß zur Arbeit gehen können. Es galt lange Zeit als das beste Wohnviertel der Stadt. Seine steilen Straßen sind mit Kopfstein gepflastert, und die Bauten, die sie säumen, sind teils private Stadthäuser aus Backstein, teils kleinere Mietshäuser, deren Erbauung in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts begann und bis zum Ende des Jahrhunderts fortgesetzt wurde.«

Alle nahmen die privaten Stadthäuser aus Backstein und die kleinen Mietshäuser gebührend zur Kenntnis, dann fuhr die junge Frau in ihrem sorgfältig eingeübten Vortrag fort. »Eine

Anzahl der größeren und eleganteren Häuser ist in den letzten Jahren wegen der Wohnungsknappheit und der explodierenden Immobilienpreise in Eigentumswohnanlagen umgewandelt worden. Beacon Hill war früher eine Hochburg der Yankees, auch heute leben hier noch viele der alten Bostoner Familien, aber mittlerweile sind Mitbürger jeglicher Herkunft willkommen – vorausgesetzt, sie können die Hypotheken beziehungsweise die Mieten bezahlen. «

Mildes Gelächter und eifriges Nicken quittierten ihre Worte, ehe die Gruppe Anstalten machte weiterzugehen. »Entschuldigen Sie, Madam«, sagte die Führerin, wobei sie die Augen weit öffnete und den Mund zu einem übertrieben breiten Lächeln verzog, so daß ihr Gesicht einem dieser sonnengelben Smilie-Anstecker glich. »Ich glaube, Sie gehören nicht zu unserer Gruppe?« Die Feststellung kam als Frage heraus, bei der sich die letzten Worte parallel zu den Mundwinkeln der Sprecherin aufwärts schlangen. »Wenn Sie sich für einen Stadtrundgang interessieren, sollten Sie sich an den Bostoner Verkehrsverein wenden. – Madam?«

Die Strahlefrau war in ernster Gefahr, ihre gute Laune zu verlieren.

»Der Verkehrsverein?« fragte sie die junge Frau, deren selbstverständlicher Gebrauch der Anrede »Madam« die Vermutung nahelegte, daß sie sie für mindestens dreißig hielt.

»Gehen Sie die Bowdoin Street in südlicher Richtung bis zur Beacon Street – am State House vorbei, das ist das mit der goldenen Kuppel. Da ist es dann gleich. Es ist leicht zu finden.«

Hast du eine Ahnung, dachte sie, während sie der Gruppe nachsah, die die Fahrbahn überquerte und in der nächsten Seitenstraße verschwand. Wo ich mich nicht mal selbst finden kann!

Einen Fuß zaghaft vor den anderen setzend, als wate sie durch unbekannte und möglicherweise gefährliche Gewässer, ging sie

die Bowdoin Street hinunter. Sie achtete kaum auf die ehrwürdigen Bauten aus dem vergangenen Jahrhundert, sondern konzentrierte sich auf den Weg, der vor ihr lag. Sie überquerte die Derne Street, dann Ashburton Place, alles ohne Zwischenfall, aber keine der Straßen und auch nicht das State House, das plötzlich vor ihr aufragte, weckten irgendeine Ahnung, wer sie sein könnte. Sie bog in die Beacon Street ein.

Vor ihr dehnte sich, genau wie die Strahlefrau verheißen hatte, der Boston Common. Ohne dem Granary-Friedhof Beachtung zu schenken, auf dem, wie sie sich ohne Mühe erinnerte, Berühmtheiten so unterschiedlicher Natur wie Paul Revere und Mother Goose ihre Gräber hatten, eilte sie am Besucherzentrum vorbei zum Park und wußte instinktiv, daß sie das in der Vergangenheit viele Male getan hatte. Die Stadt Boston war ihr nicht fremd, ganz gleich, wie fremd sie selbst sich war.

Sie merkte, wie ihr die Knie weich wurden, und dirigierte sich zu einer Bank, auf der sie sich niedersinken ließ. »Keine Panik«, wiederholte sie mehrmals laut, sprach die Worte wie ein Mantra vor sich hin, da sie wußte, daß niemand nahe genug war, sie zu hören. Dann begann sie eine lautlose Rekapitulation aller ihr bekannten – wenn auch größtenteils unwichtigen – Fakten. Es war Montag, der 18. Juni 1990. Die Temperatur, für die Jahreszeit ungewöhnlich kühl, lag bei 68 Grad Fahrenheit. 32 Grad Fahrenheit war der Gefrierpunkt von Wasser. Bei 100 Grad Celsius konnte man ein Ei kochen. Zweimal zwei war vier; vier mal vier war sechzehn; zwölf mal zwölf war 144. Das Hypotenusenquadrat war gleich der Summe der Kathetenquadrate. $E = mc^2$. Die Quadratwurzel aus 365 war . . . sie wußte es nicht, aber irgend etwas sagte ihr, daß das ganz in Ordnung war – sie hatte es nie gewußt. »Keine Panik«, hörte sie sich von neuem sagen, während sie die Falten aus ihrem beigefarbenen Mantel strich und schlanke Oberschenkel unter ihren Händen fühlte. Die Tatsache, daß sie ein wahrer Quell an nutzlosen Informationen war, beru-

higte sie; wenn ein Mensch solches Wissen behalten konnte, dann mußte er sich irgendwann auch seines eigenen Namens erinnern können. Sie würde sich erinnern. Es war lediglich eine Frage der Zeit.

Ein kleines Mädchen kam mit ausgebreiteten Armen über die Wiese auf sie zugelaufen, gefolgt von ihrer behäbigen schwarzen Kinderfrau. Flüchtig schoß ihr die Frage durch den Kopf, ob das *ihr* kleines Mädchen sein könnte, und sie streckte unwillkürlich die Arme aus. Aber die Kinderfrau zog die Kleine hastig weg und schleppte sie mit einem argwöhnischen Blick zur Bank zu den Schaukeln in der Nähe. Habe ich Kinder? überlegte sie und fragte sich, wie eine Mutter ihr Kind vergessen könnte.

Sie blickte auf ihre Hände. Ein Ring am Finger würde ihr wenigstens verraten, ob sie verheiratet war. Aber ihre Hände waren schmucklos, wenn auch am Ringfinger ihrer Linken eine dünne Linie zu erkennen war, vielleicht ein Zeichen, daß dort früher ein Ring gesessen hatte. Sie musterte die Stelle genau, aber es ließ sich nicht mit Sicherheit feststellen. Ihr fiel auf, daß der dezente korallenrote Nagellack stellenweise abgeblättert und ihre Fingernägel bis zum Fleisch hinunter abgenagt waren. Sie senkte den Blick zu ihren Füßen. Sie hatte flache, cremefarbene Lackschuhe an, von denen der rechte etwas eng war und an der großen Zehe drückte. Sie zog ihn aus, erkannte den Namen Charles Jourdan auf der Innensohle, stellte fest, daß er Größe 38 hatte, und schloß daraus, daß sie wahrscheinlich mindestens einsfüß-und-sechzig groß war. An der Art, wie ihre Arme an ihrem Körper entlangglitten, spürte sie trotz des zugeknöpften Mantels, daß sie schlank war. Was sonst wußte sie über sich selbst, abgesehen von der Tatsache, daß sie weißer Hautfarbe und weiblichen Geschlechts und, wenn die Strahlefrau und die Haut ihrer Hände ein Indiz waren, deutlich über zwanzig Jahre alt war?

Zwei Frauen kamen vorüber, eingehakt, große Handtaschen baumelten an ihrer Seite. Meine Handtasche! dachte sie voller

Erleichterung und tastete nach einem Riemen über der Schulter. Die Handtasche würde ihr alle Fragen beantworten – wer sie war, wo sie lebte, welche Lippenstiftfarbe sie trug. Sie würde eine Brieftasche mit ihren Papieren enthalten, den Führerschein, die Kreditkarten. Sie würde ihren Namen und ihre Adresse wieder wissen, ihren Geburtstag, was für einen Wagen sie fuhr – wenn sie überhaupt Auto fuhr. In ihrer Handtasche steckten alle Geheimnisse ihres Lebens. Sie brauchte sie nur zu öffnen.

Sie brauchte sie nur zu finden.

Hastig schob sie den Fuß wieder in den Schuh, lehnte sich an die stumpfgrünen Leisten der Parkbank und blickte der Tatsache ins Gesicht, vor der sie in ihrer Angst bisher beharrlich die Augen verschlossen hatte – daß sie gar keine Handtasche hatte. Die Ausweispapiere, die sie vielleicht zu Beginn dieser verwirrenden Odyssee bei sich gehabt hatte, waren jetzt nicht mehr in ihrem Besitz. Nur um ganz sicher zu sein, um sich zu vergewissern, daß sie die Tasche beim Hinsetzen nicht achtlos hatte fallen lassen, sah sie sich aufmerksam zu ihren Füßen um. Sie ging sogar mehrmals um die Bank herum, wodurch sie erneut den argwöhnischen Blick der schwarzen Kinderfrau auf sich zog, die ihren kleinen Schützling auf der Schaukel anstieß. Sie lächelte der dunkelhäutigen Frau zu, fragte sich, was sie überhaupt zu lächeln hatte, und wandte sich ab. Als sie einige Sekunden später wieder hinübersah, war die Kinderfrau dabei, das laut protestierende Kind vom Schaukelplatz wegzuziehen. »Siehst du, du hast ihr angst gemacht«, sagte sie laut zu sich selbst und tastete automatisch ihr Gesicht nach Spuren von Entstellungen ab. Sie fand keine, versuchte jedoch weiter wie eine Blinde mit den Fingern in ihrem Gesicht zu lesen.

Es war schmal und oval, mit hohen Wangenknochen, die vielleicht eine Spur zu stark hervorsprangen, und kräftigen, ungezupften Augenbrauen. Die Nase war klein, und die Wimpern waren von Tusche verklebt. Vielleicht, dachte sie, hatte sie sich

die Augen gerieben und dabei die Tusche verschmiert. Vielleicht hatte sie geweint.

Mit einem Ruck straffte sie die Schultern, sprang auf und rannte aus dem Park. Ohne auf das Rotlicht zu achten, lief sie durch den Verkehr zu einer Bank an der Ecke Beacon Street. Sie klopfte so kräftig an die Glastür, daß sie die Aufmerksamkeit des Filialleiters auf sich zog, eines vorzeitig kahlen jungen Mannes, dessen Kopf im Verhältnis zu seinem Körper um einige Nummern zu groß schien. Sie hielt ihn für den Filialleiter, weil er einen Anzug mit Krawatte trug und das einzige männliche Wesen in einem Raum voller Frauen war.

»Tut mir leid«, sagte er freundlich, wobei er die Tür gerade so weit aufzog, daß er seine große Nase durch den Spalt stecken konnte, »aber es ist nach vier. Wir schließen um drei.«

»Wissen Sie, wer ich bin?« fragte sie verzweifelt, erstaunt über die Frage, die sie gar nicht hatte stellen wollen.

Das Stirnrunzeln des Mannes verriet, daß er ihre Frage als eine Forderung nach Sonderbehandlung auslegte. »Es tut mir wirklich leid«, sagte er, einen Anflug unmißverständlicher Schärfe in der Stimme. »Wir sind gern bereit, Sie zu bedienen, wenn Sie morgen wiederkommen.« Dann lächelte er ein abschließendes Lächeln, das jede weitere Diskussion verbat, und kehrte zu seinem Schreibtisch zurück.

Sie blieb an der Glastür stehen und starrte in den Schalteraum, bis die Frauen drüben zu tuscheln begannen. Wußten sie, wer sie war? Wenn ja, so wurden sie ihres Anblicks bald müde und wandten sich, von ihrem wild gestikulierenden Chef angetrieben, wieder ihren Computern und Bilanzen zu. Sie schien für sie nicht mehr zu existieren.

Sie atmete ein paarmal tief durch, dann ging sie die Beacon Street hinunter zur River Street, zurück zu den von privaten Stadthäusern und kleinen Mietshäusern gesäumten Kopfsteinpflasterstraßen. Wohnte sie in einem dieser alten Häuser? Hatte

sie genug Geld, um die Hypotheken beziehungsweise die Miete zu bezahlen? Arbeitete sie für ihren Lebensunterhalt, oder ließ sie andere für sich arbeiten? Vielleicht wohnte sie gar nicht in einem dieser edlen alten Häuser, sondern ging nur zum Putzen dorthin.

Nein, für eine Putzfrau war sie zu teuer gekleidet, und ihre Hände waren, wenn auch unbestreitbar ungepflegt, zu weich und zu glatt für jemanden, der körperliche Arbeit verrichtete. Vielleicht putzte sie diese Häuser nicht, sondern verkaufte sie. Vielleicht war sie hergekommen, um sich mit einem Interessenten zu treffen, um ihm ein kürzlich renoviertes Haus zu zeigen, und hatte – was? Einen herabfallenden Ziegelstein auf den Kopf bekommen? Unwillkürlich tastete sie ihren Kopf nach Beulen ab, fand keine, stellte nur fest, daß ihr Haar sich aus der Spange gelöst hatte und ihr nun in vereinzelt dünnen Strähnen in den Nacken hing.

Sie bog nach rechts in die Mt. Vernon Street ab, dann nach links in die Cedar Street, immer in der Hoffnung, daß irgend etwas ihrem Gehirn ein Startsignal geben würde. »Gebt mir doch bitte einen Anstoß«, flehte sie die baumbestandenen Straßen an, als sie an der Revere Street wiederum abbog und zur Embankment Road weiterging. Die Sonne war hinter einer dicken grauen Wolke verschwunden, und ihr war kalt, obwohl die Temperatur unverändert blieb. Sie erinnerte sich, daß der Winter verhältnismäßig mild gewesen war und die Experten einen weiteren heißen Sommer vorhersagten. Sie führten es auf den Treibhauseffekt zurück. Treibhaus. Treibgas. Ozonloch. Saurer Regen. Rettet den Regenwald. Rettet die Wale. Spart Wasser – duscht zu zweit.

Sie fühlte sich plötzlich völlig erschöpft. Die Füße taten ihr weh, die große Zehe ihres rechten Fußes war völlig taub. Ihr Magen knurrte. Wann hatte sie zuletzt etwas gegessen? Was aß sie übrigens gern? Konnte sie kochen? Vielleicht machte sie gerade

irgendeine verrückte Diät, die ihr Hirn in Mitleidenschaft gezogen hatte. Oder vielleicht war sie high. Von Drogen. Oder von Alkohol. War sie betrunken? War sie jemals betrunken gewesen? Wie sollte sie merken, ob sie betrunken war oder nicht?

Sie bedeckte die Augen mit den Händen und wünschte sich den eindeutigen dumpfen Kopfschmerz, der einem Kater vorauszugehen pflegte. Ray Millands *Verlorenes Wochenende*, dachte sie und fragte sich, wie alt sie sein mußte, um sich an Ray Millands zu erinnern. »Helft mir doch«, flüsterte sie in ihre Hände. »Bitte, hilf mir doch einer.«

Reflexartig blickte sie auf ihr Handgelenk, um nach der Zeit zu sehen, und stellte fest, daß es fast fünf war. Seit beinahe einer Stunde irrte sie herum und hatte in der ganzen Zeit nichts gesehen, das ihr auch nur den geringsten Hinweis darauf geben konnte, wer sie war. Nichts erschien ihr vertraut. Niemand hatte sie erkannt.

Sie erreichte die Charles Street, eine bunte Vielfalt von Läden und Geschäften, das Lebensmittelgeschäft neben dem Juwelier, Haushaltswaren Tür an Tür mit Kunst und Antiquitäten. War sie auf dem Weg hierher gewesen, um ihre Milch und ihre Eier einzukaufen?

Ein Mann drängte sich an ihr vorbei und lächelte, aber es war das Lächeln, das am Ende eines anstrengenden Tages eine matte Seele mit der anderen tauscht, und sagte nichts von Bekanntschaft. Dennoch war sie versucht, den Mann festzuhalten und ihm ein Zeichen des Erkennens abzubetteln, wenn nötig eine Identität aus ihm herauszuschütteln. Aber sie ließ ihn unbelästigt vorübergehen, und die Gelegenheit war versäumt. Aber sie konnte ja auch nicht einfach wildfremde Menschen auf der Straße angehen. Die würden womöglich die Polizei holen und sie einsperren lassen. Schon wieder so eine Verrückte auf dem Selbstfindungstrip.

War sie vielleicht wirklich verrückt? Gerade aus einer Anstalt

ausgebrochen? Aus dem Gefängnis? War sie auf der Flucht? Sie lachte über so viel Melodramatik. Wenn sie nicht schon verrückt gewesen war, bevor das alles angefangen hatte, würde sie es ganz bestimmt werden, ehe es vorüber war. Würde es überhaupt vorübergehen?

Sie stieß die Tür zu einem Tante-Emma-Laden auf und trat ein. Wenn sie in diesem Viertel wohnte, war es gut möglich, daß sie öfter hier einkaufte; oft genug hoffentlich, um dem Inhaber bekannt zu sein. Langsam ging sie zwischen den Regalen mit den Konserven auf ihn zu.

Der Inhaber, ein junger Mann mit Pferdeschwanz und schmalen Mund, war mit mehreren Kunden beschäftigt, von denen jeder behauptete, zuerst dagewesen zu sein. Sie stellte sich hinten an, hoffte auf einen Blick des Erkennens, wünschte sich inbrünstig ein freundliches »Hallo, Mrs. Smith. Ich komme sofort«. Aber sie hörte nur eine fremde Stimme, die eine Packung Zigaretten verlangte, und sah nur den mageren Rücken des Verkäufers, als dieser sich umdrehte, um die Zigaretten aus dem Regal zu holen.

Über die linke Schulter warf sie einen Blick auf eine Reihe unwahrscheinlich schöner junger Frauen, die sie von den Titelblättern diverser Zeitschriften anlächelten. Sie ließ sich hinüberziehen zum Zeitungsständer und starrte wie gebannt auf ein Gesicht von feuriger Schönheit. »Cindy Crawford« stand in leuchtend pinkfarbenen Lettern neben dem Gesicht. »Supermodel«. Kein Zweifel, wer *sie* war.

Sie zog das Heft heraus und studierte das Gesicht des Models: braune Augen, braunes Haar, links von den leicht geöffneten Lippen ein Leberfleck, der sie von den Hunderten gleichermaßen hübscher Gesichter ringsum unterschied. So schön, dachte sie. So jung. So selbstsicher.

Wieder wurde ihr bewußt, daß sie keine Ahnung hatte, wie sie selbst aussah, keine Vorstellung, wie alt sie war. Sie umklam-

merte die Zeitschrift so fest, daß ihre Ränder sich nach innen bogen. »Hey, Lady!« Sie drehte sich um und sah den warnend wackelnden Zeigefinger des Ladeninhabers. »Die Zeitschriften nur rausnehmen, wenn Sie sie kaufen wollen.«

Sie nickte schuldbewußt wie ein Kind, das beim Einstecken eines Kaugummis ertappt worden ist, und drückte die Zeitschrift an die Brust, als wäre sie ihr einziger Halt.

»Also, kaufen Sie sie oder nicht?« fragte der junge Mann. Die anderen Kunden waren gegangen, sie waren allein im Laden. Jetzt bot sich ihr die beste, vielleicht einzige Gelegenheit zur Konfrontation.

Sie stürzte zur Theke und sah, wie er hastig zurückwich. »Kennen Sie mich?« fragte sie, mit Mühe die Panik in ihrer Stimme unterdrückend.

Er musterte sie konzentriert, mit zusammengekniffenen Augen. Dann neigte er den Kopf zur Seite, so daß ihm der Pferdeschwanz auf die rechte Schulter hing, und ein Lächeln kroch ihm über den schmalen Mund und krümmte ihn leicht. »Sind Sie wer Berühmtes?« fragte er.

Sie sagte nichts, wartete mit angehaltenem Atem.

Er mißverstand ihr Schweigen als Bestätigung. »Ja, ich hab schon gehört, daß sie hier in Boston zur Zeit ein paar Filme machen«, sagte er und ging ein paar Schritte nach rechts, um sie im Profil zu begutachten, »aber ich geh selten ins Kino, und aus dem Fernsehen kenn ich Sie nicht. Spielen Sie in einer von den Seifenopern mit? Ich weiß schon, daß die Schauspieler immer in die Einkaufszentren kommen und so. Ich mußte mal mit meiner Schwester zu so 'ner Veranstaltung. Sie wollte unbedingt Ashley Abbot aus *Jung und Rastlos* sehen. *Jung und Nutzlos*, sag ich immer. Machen Sie da mit?«

Sie schüttelte den Kopf. Welchen Sinn hatte es, diese Farce weiterzuführen? Er kannte sie offensichtlich so wenig wie sie sich selbst.

Sie sah, wie sein Körper sich straffte, abweisend wurde. »Aber für die Zeitschrift müssen Sie trotzdem bezahlen, auch wenn Sie noch so berühmt sind. Sie macht zwei fünfundneunzig.«

»Ich – ich habe meine Handtasche vergessen«, sagte sie leise.

Jetzt sah der Mann ärgerlich aus. »Ja, glauben Sie vielleicht, nur weil Sie in irgendeiner blöden Fernsehserie mitspielen, können Sie ohne Geld rumlaufen? Bilden Sie sich ein, bloß weil Sie 'n ganz hübsches Gesicht haben, schenk ich Ihnen alles, was Sie haben wollen?«

»Nein, natürlich nicht. . . «

»Entweder Sie zahlen jetzt für das Heft, oder Sie verschwinden aus meinem Laden. Ich hab was Besseres zu tun, als meine Zeit mit Ihnen zu vertun. Und Leute, die mich verarschen, brauch ich schon gar nicht.«

»Das wollte ich doch gar nicht. Ehrlich.«

»Zwei Dollar fünfundneunzig«, sagte er wieder und hielt ihr die geöffnete Hand hin.

Sie wußte, sie hätte ihm einfach die Zeitschrift zurückgeben sollen, aber sie tat es nicht. »Cindy Crawford« sah so schön aus, so glücklich, so verdammt selbstsicher. Hoffte sie vielleicht, daß etwas von dieser grenzenlosen Selbstsicherheit auf sie abfärben würde? In der Hoffnung, etwas Kleingeld zu finden, griff sie hastig in die Taschen ihres Trenchcoats, erst in die eine, dann in die andere, und konnte nicht glauben, was sie fand. Ihre Hand war voll knisternder neuer Hundert-Dollar-Scheine.

»Wau!« Der Mann hinter der Theke pfiß durch die Zähne. »Haben Sie vielleicht 'ne Bank ausgeraubt oder so was?« Dann: »Oder haben Sie die selbst gedruckt?«

Sie sagte nichts, starrte nur auf das Geld in ihrer Hand.

»Ist ja auch egal. Mit Hundert-Dollar-Scheinen kann ich jedenfalls nichts anfangen. Wenn ich Ihnen jetzt einen Hunderter kleinmach, hab ich nachher kein Wechselgeld mehr. Wieviele von den Dingern haben Sie überhaupt?«

Sie spürte, wie der Atem in kurzen, flachen Stößen aus ihrer Brust herausgepreßt wurde. Was in aller Welt tat sie mit zwei Taschen voller Hundert-Dollar-Noten? Woher kam das viele Geld?

»Hey, alles in Ordnung, Lady?« Der Mann hinter der Theke sah ängstlich zur Tür. »Sie werden mir doch hier nicht umkippen?«

»Haben Sie eine Toilette?«

»Nur privat«, sagte er stur.

»Bitte!«

Die Verzweiflung in ihrer Stimme überzeugte ihn offenbar, denn er hob hastig den Arm und wies zu dem Lagerraum zu seiner Rechten. »Aber da hab ich gerade saubergemacht. Versauen Sie mir nicht den frisch geschrubbten Boden, wenn's geht.«

Sie fand die Toilette neben dem Lagerraum ohne Mühe. Es war eine enge Kammer mit einer alten Toilette und einem gesprungenen Spiegel über einem fleckigen Waschbecken. An den Wänden waren Kartons mit Vorräten gestapelt. Neben der Tür stand ein zur Hälfte mit Wasser gefüllter Eimer, daneben lehnte ein Schrubber.

Sie rannte zum Becken und drehte das kalte Wasser auf. Die Zeitschrift unter den Arm geklemmt, fing sie den eisigen Strahl mit beiden Händen und schwappte sich das Wasser ins Gesicht, bis sie das Gefühl hatte, wieder gerade stehen zu können, ohne ohnmächtig zu werden.

Langsam hob sie das Gesicht zum Spiegel und fuhr zurück. Die Frau, die sie anblickte, war eine Fremde. Nichts an ihren Zügen war auch nur vage vertraut. Sie betrachtete die helle Haut und die dunkelbraunen Augen, die kleine, etwas aufgeworfene Nase und den vollen Mund, der im gleichen Korallenton gemalt war wie ihre Nägel. Das braune Haar war vielleicht eine Nuance heller als die Augen, zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden und von einer straßbesetzten Spange gehalten, die sich gelockert

hatte und herauszufallen drohte. Sie zog sie ganz heraus, schüttelte den Kopf und sah, wie ihr Haar weich und locker auf ihre Schultern fiel.

Ein anziehendes Gesicht, dachte sie, es mit Abstand taxierend, als ziere es wie Cindy Crawfords das Titelblatt einer Zeitschrift. Ganz hübsch, hatte der junge Mann gesagt. Vielleicht etwas mehr. Es war makellos. Nichts war zu groß oder zu klein. Nichts stach unangenehm heraus. Alles war da, wo es sein mußte. Sie schätzte ihr Alter auf Mitte Dreißig und fragte sich gleich darauf, ob sie älter oder jünger aussah, als sie wirklich war. »Das ist alles so verwirrend«, flüsterte sie ihrem Abbild zu, das den Atem anzuhalten schien. »Wer bist du?«

»Ich kenne dich nicht«, antwortete ihr Spiegelbild, und beide Frauen senkten die Köpfe und starrten in das fleckige Becken aus weißem Porzellan.

»O Gott«, flüsterte sie, als eine Hitzewallung in ihr hochschloß. »Werd jetzt nicht ohnmächtig!« rief sie sich zu. »Werd jetzt bloß nicht ohnmächtig.«

Doch die Hitzewelle flutete durch ihren ganzen Körper, durch die Beine und den Magen in die Arme und den Hals, und staute sich in ihrer Kehle. Sie hatte das Gefühl, von innen heraus zu schmelzen, ein Gefühl, als würde sie jeden Moment in Flammen aufgehen. Wieder spritzte sie sich Wasser ins Gesicht, aber es kühlte sie nicht ab und machte sie nicht ruhig. Sie riß an den Knöpfen ihres Mantels, um ihrem Körper Luft zu geben, mehr Raum zum Atmen. Die Zeitschrift unter ihrem Arm fiel zu Boden, sie bückte sich hastig nach ihr und zog im Aufstehen ihren Mantel auseinander.

Sie holte tief Luft und erstarrte.

Langsam, wie eine Marionette, die von fremder Hand geführt wird, senkte sie in nahtloser Bewegung den Kopf zur Brust. Was sie sah – schon gesehen, aber nicht zur Kenntnis genommen hatte, als sie in die Knie gegangen war, um die Zeitschrift aufzu-

heben –, war ein schlichtes blaues Kleid, das vorn blutdurchtränkt war.

Sie schnappte erschrocken nach Luft, ein Laut wie der eines kleinen Tiers, das in eine Falle geraten ist. Der Schreckenslaut wurde zum Stöhnen und steigerte sich zum Entsetzensschrei. Sie hörte Schritte, Stimmen, sah sich umringt, überwältigt.

»Was ist hier los?« begann der Ladeninhaber und brach ab, ohne den Mund zu schließen.

»Um Gottes willen!« rief ein Junge, der neben ihm stand.

»Wahnsinn!« sagte sein Begleiter.

»Was haben Sie getan?« fragte der Mann mit dem Pferdeschwanz, während sein Blick durch die Kammer schweifte, zweifellos auf der Suche nach zerbrochenem Glas.

Sie sagte nichts.

»Jetzt hören Sie mal her, Lady«, begann er von neuem, während er gleichzeitig seine zwei halbwüchsigen Kunden von der Tür wegscheuchte. »Ich weiß nicht, was hier vorgeht, und ich will's auch nicht wissen. Verschwinden Sie aus meinem Laden, ehe ich die Polizei hole.«

Sie rührte sich nicht.

»Haben Sie nicht gehört, was ich gesagt hab? Ich hol die Bullen, wenn Sie nicht auf der Stelle abhauen.«

Sie starrte den verschreckten Ladeninhaber an, der plötzlich den Schrubber packte und damit auf sie losging, als wäre er ein Matador und sie der Stier. »Blut«, flüsterte sie und sah ungläubig an sich hinunter. Es war frisches Blut, sogar noch ein wenig feucht. War es ihr eigenes Blut oder das eines anderen? »Blut«, sagte sie wieder, als könnte die Wiederholung des Wortes alles ins Lot bringen.

»Sie haben genau zehn Sekunden, Lady, dann hol ich die Bullen. Ich will keine Scherereien. Ich will nur, daß Sie aus meinem Laden verschwinden.«

Ihr Blick ging zu ihm, und ihre Stimme war so leise, daß er sich

vorbeugen mußte, um sie zu hören. »Ich weiß nicht, wohin«, sagte sie und spürte, wie sie zu schwanken begann.

»Nichts da, kommt nicht in Frage«, sagte der Mann hastig und hielt sie fest, ehe sie umfallen konnte. »In meinem Laden werden Sie nicht ohnmächtig.«

»Bitte«, stieß sie hervor und wußte selbst nicht, ob sie um Verständnis oder um Bewußtlosigkeit bettelte.

Der junge Mann war, obwohl weder sonderlich groß noch muskulös, überraschend kräftig. Er packte sie fest um die Taille und schleppte sie zur Tür. Dort machte er plötzlich halt und sah sich mißtrauisch um. »Ist das vielleicht so 'ne Show wie ›Vorsicht Kamera?‹« fragte er argwöhnisch, einen Unterton von Verlegenheit in der Stimme, als fürchte er, hereingelegt worden zu sein.

»Sie müssen mir helfen«, sagte sie.

»Und Sie müssen aus meinem Laden verschwinden«, entgegnete er wieder beruhigt und stieß sie hinaus. Sie hörte die Tür hinter sich zufallen und sah ihn zornig die Arme schwenken, um sie zu vertreiben.

»Mein Gott, was soll ich denn jetzt tun?« fragte sie die geschäftige Straße. Wieder übernahm der Puppenspieler das Kommando, knöpfte ihren Mantel zu, klemmte ihr die Zeitschrift unter den Arm, lenkte ihren Blick auf die Fahrbahn. Als ein Taxi sich näherte, wurde der Faden, der ihren rechten Arm dirigierte, mit einem Ruck in die Höhe gezogen. Das Taxi hielt am Straßenrand vor ihr an. Ohne weitere Überlegung zog sie die hintere Wagentür auf und stieg ein.

Sie hätte nicht sagen können, warum sie das Lennox Hotel wählte. Vielleicht weil es eines der ältesten Bostoner Hotels und daher kleiner und irgendwie echter als seine modernen Konkurrenten war oder vielleicht weil schöne Erinnerungen an frühere Aufenthalte noch in ihrem Unterbewußtsein verankert waren; sie wußte es nicht. Es war sogar möglich, daß sie hier schon als Gast eingetragen war, sagte sie sich hoffnungsvoll, als sie zum Empfang ging und, wie zuvor in dem kleinen Laden, um ein Lächeln des Wiedererkennens betete.

Sie mußte warten. Vor ihr war ein Ehepaar mit seinen zwei kleinen Söhnen, flachsköpfigen kleinen Teufeln in Matrosenanzügen, die ihrer Mutter am Rockzipfel hingen und laut klagend dem ganzen Foyer ihr Ungemach mitteilten.

»Ich hab Hunger«, rief der Kleinere, vielleicht vier Jahre alt, und zog seiner Mutter den Rock bis über das Knie in die Höhe, als hätte er die Absicht hineinzubeißen.

»Ich will zu McDonald's«, assistierte sofort der Bruder, der höchstens ein Jahr älter war.

»McDonald's, McDonald's!« Mit diesem Schlachtruf tobten sie um ihre hilflosen Eltern herum, die sich alle Mühe gaben, so zu tun, als wäre alles in bester Ordnung.

»Laßt Mama und Papa erst mal ein Zimmer nehmen, dann suchen wir uns ein schönes Restaurant, hm?« sagte die junge Mutter flehentlich und fixierte ihren Mann mit einem Blick, der ihn drängte, schneller zu machen.

»McDonald's! McDonald's!« schallte es augenblicklich.

Aber dann waren die Formalitäten endlich erledigt, die ganze Familie wurde von einem fürsorglichen Pagen zum wartenden Aufzug geführt, und über das Foyer legte sich wieder die Aura eines vornehmen Hotels europäischen Stils.

»Kann ich Ihnen behilflich sein, Madam? – Madam?«

»Oh, entschuldigen Sie«, sagte sie, als sie merkte, daß der junge Mann am Empfang sie meinte. »Ich hätte gern ein Zimmer.«

Er begann schon in seinen Computer zu tippen. »Für wie lange?«

»Ich weiß nicht genau.« Sie räusperte sich einmal, dann noch einmal. »Für wenigstens eine Nacht. Vielleicht zwei.«

»Ein Einzelzimmer?« Er spähte an ihr vorbei, um zu sehen, ob sie allein war, und sie drehte automatisch den Kopf.

»Ja, ein Einzelzimmer. Bitte.« Denk an deine Manieren, sagte sie sich und hätte beinahe gelacht.

»Ich habe ein Zimmer«, sagte der junge Mann, den Blick auf den Bildschirm gerichtet, »zu fünfundachtzig Dollar. Es ist in der achten Etage, Nichtraucher, mit Doppelbett.«

»Wunderbar.«

»Und wie bezahlen Sie?«

»Bar.«

»Bar?« Zum ersten Mal sah der junge Mann sie direkt an. Nie zuvor hatte sie Augen von einem so intensiven Blau gesehen. Glaubte sie jedenfalls. Mit Sicherheit konnte sie es nicht sagen. Gott allein wußte, was sie alles in ihrem Leben gesehen hatte.

»Ist Ihnen Barzahlung nicht recht? Nehmen Sie kein Bargeld?«

»Doch, doch, natürlich. Es kommt nur selten vor, daß jemand bar bezahlt. Die meisten Leute zahlen mit Kreditkarten.«

Sie nickte stumm, dachte, daß sie in ihrem anderen Leben zweifellos auch zu diesen Leuten gehörte, und fragte sich, wie ein Mensch so unglaublich blaue Augen haben konnte.

»Ist etwas nicht in Ordnung?« fragte der junge Mann irritiert.

»Oh, entschuldigen Sie«, stammelte sie. »Es sind nur ihre Augen. Sie sind so unwahrscheinlich blau.« Dumme Gans, sagte sie sich, der Junge glaubt wahrscheinlich, du willst ihn anmachen.

»Ach, das sind gar nicht meine«, erwiderte er fröhlich und wandte sich wieder seinem Bildschirm zu.

»Wie bitte?« Der Verdacht rührte sich in ihr, daß sie von einem anderen Stern gekommen sei.

»Das sind Kontaktlinsen«, erklärte er unbekümmert. »Zwei Nächte, sagten Sie?«

Es bereitete ihr große Mühe, dem Gespräch zu folgen. Die Panik, die während der Taxifahrt allmählich nachgelassen hatte, kehrte wieder. »Ja, höchstens zwei Nächte.« Und dann? Wohin sollte sie gehen, wenn sie dann immer noch nicht wußte, wer sie war? Zur Polizei? Warum war sie nicht gleich dorthin gegangen?

»Bitte füllen Sie mir das noch aus.« Der junge Mann schob ein Blatt Papier über den Tisch. »Name, Adresse und so weiter«, erläuterte er, als er ihre Verwirrung sah. »Ist Ihnen nicht gut?«

Sie holte tief Atem. »Ich bin sehr müde. Ist das denn notwendig?« Sie stieß das Blatt Papier über den Tisch zurück.

Jetzt zeigte er Verwirrung. »Tut mir leid, aber wir brauchen wenigstens Name und Adresse.«

Ihr Blick huschte vom Gesicht des jungen Mannes zur Drehtür und blieb schließlich an der Zeitschrift hängen, die sie immer noch fest in den Händen hielt. »Cindy«, sagte sie allzu laut. Dann noch einmal, leiser, sicherer: »Cindy.«

»Cindy?«

Sie nickte und sah zu, wie er widerstrebend einen Stift nahm und den Namen auf die Karte schrieb.

»Und der Nachname?«

Warum tat er ihr das an? Hatte sie ihm nicht gesagt, sie sei müde? Hatte er nicht begriffen, daß sie bar zahlte? Warum mußte er nach Dingen fragen, die ihn gar nichts angingen? Sie dachte an das junge Paar und seine beiden kleinen Söhne, die nach McDonald's gebrüllt hatten. Kein Wunder, daß die Jungen quengelig und ungeduldig gewesen waren. Hatte er diesen Leuten auch so zugesetzt?

»McDonald!« sagte sie, ohne zu überlegen. »Cindy McDonald.« Noch einmal holte sie Luft, ehe sie fortfuhr. »Memory Lane 123 – New York.«

Bei dem Wort *Memory* stockte seine Hand, und sie mußte sich auf die Lippe beißen, um das aufkommende hysterische Gelächter zurückzuhalten. Aber dann war das Formular ausgefüllt, sie brauchte nur noch zu unterschreiben und zu bezahlen. Sie sah, wie ihre Hand den fremden Namen unten auf das Blatt setzte, und war angenehm überrascht von Schwung und Kraft ihrer Unterschrift. Dann griff sie in ihre Manteltasche, zog zwei knisternde Hundert-Dollar-Scheine heraus und bemühte sich, nichts von ihrer Erheiterung über das sichtliche Unbehagen des jungen Mannes merken zu lassen.

»Gepäck?« Sein resignierter Ton verriet, daß er die Antwort schon wußte. Als sie den Kopf schüttelte, zuckte er auch nur die Achseln und reichte ihr zusammen mit dem Wechselgeld ihren Zimmerschlüssel. »Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt. Wenn wir noch irgend etwas für Sie tun können, lassen Sie es uns wissen.«

Sie lächelte. »Worauf Sie sich verlassen können.«

Sobald sie die Zimmertür hinter sich geschlossen hatte, schleuderte sie die Zeitschrift auf das breite Bett, zog den Mantel aus und ließ ihn zu Boden fallen. Der Anblick des Blutes auf ihrem Kleid traf sie mit einer Gewalt, als hätte man ihr eine überreife Tomate ins Gesicht geworfen. »O Gott, nein!« stöhnte sie. »Das ist ja furchtbar!«

Sie riß und zerrte an dem Kleid wie ein Tier, das in einer Schlinge hängt. Im nächsten Moment lag es auf dem Boden, und sie suchte an ihrem Körper nach Verletzungen.

Es waren keine zu sehen.

»O Gott, was hat das zu bedeuten? Was hat das zu bedeuten?«

Mit heftiger Bewegung drehte sie sich um, als könnte sie die

Antwort irgendwo innerhalb dieser blau-weiß gemusterten Wände finden. Aber die Wände sprachen nur von freundlich geblümter Behaglichkeit, von Blut und Verwundung sagten sie nichts. »Wessen Blut ist das, wenn es nicht meines ist?«

Sie lief zum Kleiderschrank, riß ihn auf und sah ihr angstvolles Gesicht im großen Spiegel an der Innenseite der Tür. »Wer bist du, verdammt noch mal? Und wessen Blut ist das an deinem Kleid?«

Die Frau im Spiegel sagte nichts, öffte sie nur stumm nach, während sie an ihrem Körper nach Spuren von Verletzungen suchte. Auf ihren Armen entdeckte sie zwar ein paar blaue Flecke, aber das war auch alles.

Hastig hob sie die Arme hinter den Rücken und öffnete den Verschuß ihres fleischfarbenen Büstenhalters, warf ihn weg und starrte auf die kleinen Brüste, die da recht stolz aus der Verhüllung sprangen. Flüchtig fragte sie sich, ob sie an diesen Brüsten je ein Kind gestillt hatte. Eigentlich ein ganz hübscher Busen, dachte sie, bewußt bemüht, sich durch Konzentration auf alltägliche Einzelheiten eines alltäglichen Lebens zu beruhigen. Würde solche Konzentration sie schließlich in ihr eigenes alltägliches Leben zurückführen?

Nein. Der eigentlich ganz hübsche Busen sagte ihr nichts. Nicht, ob je ein Säugling an ihm gelegen hatte; nicht, wann er zum ersten Mal die zärtliche Berührung eines Mannes gespürt hatte; nicht einmal, ob er je bewundert worden war. Sie stieß ein kurzes Lachen spöttischer Geringschätzung aus; sie war offensichtlich nahe daran durchzudrehen. Da stand sie in einem Hotelzimmer mitten in Boston, einer Stadt, die sie kannte, ohne zu wissen, wie sie dahingekommen war, hatte die Taschen voller Geld und das Kleid voller Blut und hatte nichts Besseres zu tun, als im Spiegel ihren nackten Busen anzugaffen und sich zu fragen, ob er je bewundert worden war.

Und warum nicht? dachte sie, faßte das Gummiband ihrer

Strumpfhose und zog sie zusammen mit dem beigefarbenen Bikinihöschen herunter, um ihren nackten Körper in Augenschein zu nehmen. Was hoffte sie von ihm zu erfahren?

Gute Figur, stellte sie fest, während sie sich von allen Seiten betrachtete. Straff, muskulös, beinahe knabenhaft. Die Waden waren gut entwickelt, die Beine kräftig und wohlgeformt, der Bauch flach, die Taille nicht übermäßig betont. Mehr ein Kinderkörper als ein Frauenkörper, trotz ihres Alters. Ein Körper, der ganz bestimmt nicht auf der Titelseite einer Zeitschrift landen würde, dachte sie mit einem Blick auf das Heft auf dem Bett. Cindy Crawford starrte sie mit einer Mischung aus Mitleid und Nachsicht an. Ja, werd nur grün vor Neid, schien sie zu sagen, und die Frau vor dem Spiegel nickte in Anerkennung der Niederlage.

Sie griff nach dem blauen Kleid zu ihren Füßen und mied dabei sorgfältig das blutgetränkte Vorderteil. Konnte das Kleid ihr etwas verraten? Dem Etikett nach war es Größe 36, reine Baumwolle, ein Modell von Anne Klein. Es hatte einen runden Kragen und große weiße Knöpfe bis zur Taille, einen schlichten, leicht ausgestellten Rock, und war vermutlich so übertrieben teuer gewesen, wie es übertrieben einfach war. Wer immer sie auch war, sie hatte offensichtlich genug Geld, um sich das Beste zu leisten.

»Das Geld!« Sie rannte zu dem achtlos hingeworfenen Mantel und zog mit nur einem flüchtigen Gedanken daran, was für einen lächerlichen Anblick sie bieten mußte, die Scheine aus den tiefen Taschen. Das Reservoir an Hundert-Dollar-Noten schien unerschöpflich zu sein. Wieviel Geld hatte sie bei sich? Woher hatte sie es? »Was tue ich mit dem vielen Geld?« fragte sie laut, während sie die Scheine ordentlich auf dem Bett auszulegen versuchte.

Überrascht stellte sie fest, daß die meisten Scheine sauber gebündelt waren, wie direkt von der Bank. Aber wieso und warum? War es möglich, daß sie tatsächlich eine Bankräuberin war? Das

sie bei einem Raubüberfall mitgemacht, das Geld eingesteckt hatte und mit fremdem Blut bespritzt worden war, als irgend etwas schiefgegangen war? War es möglich, daß sie einen Menschen erschossen hatte?

Eine tiefe Angst packte sie. Denn es erschien ihr möglich. Es erschien ihr möglich, daß sie fähig sein könnte, einen Menschen zu töten. »O Gott, o Gott«, stöhnte sie und rollte sich auf dem königsblauen Spannteppich zusammen wie ein kleines Kind. Hatte sie wirklich bei einem Raubüberfall einen unschuldigen Menschen getötet? Und war sie allein gewesen, oder hatte sie einen Komplizen gehabt? War sie vielleicht eine moderne Bonnie, der ihr Clyde abhanden gekommen war?

Sie hörte sich lachen, und das Gelächter trieb sie wieder in die Höhe. Obwohl es ihr durchaus möglich erschien, daß sie jemanden getötet hatte, erschien ihr die Vorstellung, sie könnte an einem Banküberfall teilgenommen haben, schlicht lachhaft. Da hätte sie schon in auswegloser Verzweiflung sein müssen. Und was konnte eine teuer gekleidete Frau Anfang bis Mitte Dreißig in solche Verzweiflung treiben, daß sie sogar zu töten bereit war?

Sie brauchte ihr Gedächtnis nicht, um sich diese Frage zu beantworten. Ein Mann konnte einen zu solcher Verzweiflung treiben. Und was für ein Mann? fragte sie sich, ohne auf diese Frage eine Antwort zu erwarten.

Mit zitternder Hand fuhr sie sich durch das schweißfeuchte Haar. Sie neigte sich wieder über das Bett, auf dem ordentlich im Karree aufgereiht neun Bündel Geldscheine lagen. Sie nahm das erste Bündel, zog die Heftklammer ab, die die Scheine zusammenhielt, und begann zu zählen. Sie zählte sie alle durch und stellte fest, daß jedes Bündel aus zehn Hundert-Dollar-Noten bestand. Neun Bündel zu je zehn Hundert-Dollar-Scheinen, das machte neuntausend Dollar. Zählte man das Geld dazu, das sie für Taxi und Hotel ausgegeben hatte, und die losen Hunderter, so kam man auf etwas über neuntausendsechshundert Dollar.

Was hatten fast zehntausend Dollar in ihren Manteltaschen zu suchen?

Sie merkte plötzlich, daß ihr kalt war und sie auf den Armen eine Gänsehaut hatte. Sie stand auf, ging um das Bett herum und hob den Mantel vom Boden auf. Sie sah das getrocknete Blut an seinem Innenfutter, als sie hineinschlüpfte und die Hände in die Taschen steckte. Sie fand noch ein paar Scheine darin und warf sie zu dem Rest des Geldes aufs Bett.

An einem der Scheine haftete ein Zettel. Sie nahm ihn und glättete ihn und war froh, daß sie zum Lesen offensichtlich keine Brille brauchte. Sie erkannte die kraftvollen, flüssigen Züge auf dem Zettel wieder; sie waren von derselben Hand geschrieben, die unten am Empfang das Anmeldeformular unterzeichnet hatte. Sie selbst hatte also die wenigen, allem Anschein nach belanglosen Wörter niedergeschrieben, die sie nun vor sich hatte. Aber wann? Solche Zettel konnten sich wochen-, ja monatelang in vergessenen Manteltaschen herumtreiben. Es war unmöglich festzustellen, wann sie diesen hier geschrieben hatte. ›Pat Rutherford, Z. 31, 12.30‹, stand da, und darunter, ›Milch, Eier‹. Was hatte das zu bedeuten?

Nun, offensichtlich, daß sie Milch und Eier gebraucht hatte – sie war ja zum Einkaufen unterwegs gewesen, als ihr Gedächtnis plötzlich ausgesetzt hatte, aber wie lange war es her, daß sie losgegangen war? – und eine Verabredung mit einer Person namens Pat Rutherford gehabt hatte. Aber wer zum Teufel war Pat Rutherford?

Sie sprach den Namen mehrmals mit wachsender Frustration vor sich hin. War Pat Rutherford ein Mann oder eine Frau? Vielleicht war sie selbst Pat Rutherford. Aber weshalb hätte sie ihren eigenen Namen und eine Zimmernummer auf einen Zettel schreiben und einstecken sollen? Doch höchstens, wenn sie häufiger an diesen Gedächtnisstörungen litt und die Erfahrung sie gelehrt hatte, immer einen Zettel mit ihrem Namen bei sich zu

tragen, damit sie sich jederzeit ihrer Identität vergewissern konnte. Klar, und sich mit sich selbst verabreden konnte! Schluß mit dem Quatsch.

Hatte sie die Verabredung eingehalten? Hatte sie Pat Rutherford zur vereinbarten Zeit aufgesucht, knapp zehntausend Dollar kassiert und den oder die Unglückliche dann getötet? War das Pat Rutherfords Blut auf ihrem Kleid? Hatte sie Pat Rutherford erpreßt? Oder hatte Pat Rutherford *sie* erpreßt? War sie völlig übergeschnappt? Woher kamen diese Hirngespinnste?

»Pat Rutherford, wer bist du?«

Sie fand in der Nachttischschublade ein Telefonbuch von Boston und blätterte zu R: Raxlen, Rebick, Rossiter, Rumble, seitenweise Russels, Russo, Rutchinski, endlich Rutherford, eine halbe Seite Rutherfords allein im Stadtgebiet. Es gab einen Paul und zwei Peter, aber niemanden namens Pat, allerdings drei unerklärte P.'s. Sie spielte mit dem Gedanken, bei jeder dieser Nummern anzurufen, und verwarf ihn gleich wieder. Was würde sie denn zu Mr./Mrs./Miss P. Rutherford sagen? Guten Tag, Sie kennen mich wahrscheinlich nicht, ich kenne mich ja selbst nicht, aber haben wir uns vielleicht irgendwann in der letzten Zeit mittags um halb eins in Zimmer 31 getroffen? Und habe ich Sie bei dieser Zusammenkunft zufällig schwer verletzt?

Absurd.

Sie packte das Telefonbuch wieder weg. »So, und was mach ich jetzt?« fragte sie laut, den Blick zur Zimmerdecke gerichtet. Sie war todmüde und hungrig. »Geh ich zur Polizei, oder versuche ich, dieser Geschichte selbst auf den Grund zu kommen? Mach ich mich auf den Weg zur nächsten Irrenanstalt, oder nehm ich erst mal ein Bad? Soll ich gleich was unternehmen oder lieber bis morgen warten? Was soll ich tun?« Zerstreut blätterte sie in der großen Speisekarte des Etagenservice. »Im Zweifel erst mal was essen«, hörte sie sich antworten.

Sie hatte keine Ahnung, wo sie diese Weisheit herhatte, aber

die Lösung war nicht schlecht. Sie griff zum Telefon, wählte den Etagenservice und bestellte sich ein Steak und einen großen Salat. Sie brauchte nur einen Moment, um die ihr gestellten Fragen zu beantworten: Das Steak halb durch, zur gebackenen Kartoffel saure Sahne, statt Wein lieber Mineralwasser. Vegetarierin war sie offenbar nicht, und sie konnte nur hoffen, daß sie nicht an irgendwelchen seltsamen Lebensmittelallergien litt. Für solche Komplikationen war sie jetzt viel zu hungrig.

Zwanzig Minuten, hatte man ihr gesagt. Zwanzig Minuten, um sich frisch zu machen. Sie hängte ihren Mantel über einen hohen gradlehnigen Stuhl und ging in das weiß gekachelte Bad.

Wie schön wäre es, einfach zu verschwinden, dachte sie, während ihr das Wasser aus der Dusche über das Gesicht strömte. Mein Geist ist sowieso schon weg; dann nehmt doch auch meinen Körper. Was immer ich getan habe, wer immer ich sein mag, vielleicht ist es besser, es nicht zu wissen. Vielleicht bin ich so besser dran. Vielleicht ist das, wovor ich davongelaufen bin, von solcher Art, daß es gut ist, ihm für immer fernzubleiben.

Sicher würde man sie vermissen. Sicher suchte man sie, auch wenn man so wenig wie sie wußte, wo man suchen sollte. Ihre Eltern oder ihr Mann, wenn sie einen hatte; ihr Chef oder jemand, der für sie arbeitete; ihr Lehrer oder ihre Schüler; ihre Freunde oder ihre Feinde; vielleicht sogar die Polizei! Ganz bestimmt suchte man sie. Warum ging sie nicht einfach zur Polizei? Dann würde sie schon sehen.

Weil sich bis morgen früh alles geklärt haben wird, sagte sie sich und sprang aus der Dusche, als sie es draußen klopfen hörte. Rasch wickelte sie sich in ein Badetuch, zog ihren Mantel darüber und ging zur Tür. Sie wußte, wer es war, fragte aber dennoch, mit heiserer, kaum hörbarer Stimme.

»Der Etagenkellner«, kam die Antwort wie erwartet.

»Einen Augenblick.« Ihre Stimme war jetzt fester, bestimmter.

Gerade als sie die Hand nach der Tür ausstreckte, fiel ihr Blick auf das Geld auf dem Fußende des Betts. Sie erstarrte. Einen Moment lang dachte sie daran, alles einfach so zu lassen, wie es war, dem ahnungslosen Kellner zu öffnen und ihn das bestellte Essen zum Tisch gegenüber vom Bett bringen zu lassen und sich anzusehen, wie er beim Anblick des vielen Geldes reagierte, das da so lässig vor ihm ausgebreitet lag. Würde er so tun, als wäre das Geld gar nicht da oder als wäre es das Normalste von der Welt, in einem Hotelzimmer fast zehntausend Dollar auf dem Bett herumliegen zu lassen? Machten das nicht alle Gäste so?

Es klopfte ein zweites Mal. Wie lange hatte sie hier dumm herumgestanden? Sie wollte auf ihre Uhr sehen, entsann sich vage, daß sie die Uhr mit dem Kleid abgelegt hatte, und erinnerte sich, daß das Kleid immer noch in einem blutbetränkten Bündel auf dem Boden lag. »Eine Sekunde«, rief sie, hob das Kleid auf und warf es in den Kleiderschrank. Sie legte die Uhr wieder an, zog das Badetuch unter dem Mantel heraus und warf es über die Geldbündel. Im letzten Moment nahm sie sich noch einen der losen Scheine.

Außer Atem, als hätte sie gerade einen Marathonlauf hinter sich, erreichte sie die Tür, zog sie mit Anstrengung auf und ließ den älteren Mann herein. Ihr Blick flog unruhig zwischen ihm und dem Bett hin und her, aber wenn er ihre Nervosität bemerkte oder sich wunderte, daß sie einen Mantel trug, obwohl sie darunter offensichtlich klatschnaß war, verlor er kein Wort darüber, und sein Blick blieb unverwandt auf den Servierwagen gerichtet, den er vor sich herschob.

»Wo hätten Sie es gern?« fragte er in angenehm nichtssagendem Ton.

»Gleich hier.« Sie wies auf den Schreibtisch am Fenster, erstaunt, wie leicht ihr die Worte über die Lippen kamen.

Er stellte das Tablett mit dem Essen auf den Schreibtisch, sie drückte ihm die zerknitterte Hundert-Dollar-Note in die Hand

und sagte, es sei gut so. Er zögerte und blickte dann mißbilligend zum Bett.

Ihr wurde so mulmig, daß sie sich am Schreibtisch festhalten mußte, um nicht umzukippen. Hatte er das Geld bemerkt?

»Ich schicke Ihnen jemand, der das Bett aufschlägt«, sagte er.

»Nein!« rief sie so schrill, daß sie beide zusammenzuckten. Sie räusperte sich, hörte sich lachen, etwas davon murmeln, daß sie zu arbeiten habe und ungestört sein wolle. Er nickte, steckte das Geld ein und zog sich ziemlich eilig zurück.

Sie wartete, bis sie ganz sicher war, daß er weg war, ehe sie die Tür noch einmal öffnete und das Schild ›Bitte nicht stören‹ hinaushängte. Dann kehrte sie zum Schreibtisch zurück, hob den silbernen Deckel von der Schale mit ihrem Abendessen und setzte sich. Aber schon nach wenigen Bissen überwältigte sie die Müdigkeit, und sie torkelte schwindlig vor Erschöpfung zum Bett. Ohne sich die Mühe zu machen, das Geld wegzuschieben oder den Mantel auszuziehen, schlug sie den Überwurf zurück und kroch unter die schwere blaue Decke. Morgen früh, dachte sie vor dem Einschlafen noch, wenn ich aufwache, ist bestimmt wieder alles in Ordnung.

Aber als sie am folgenden Morgen um sechs die Augen öffnete, hatte sich nichts geändert. Sie hatte noch immer keine Ahnung, wer sie war.

3

Die erste Stunde war die schlimmste. Bei der Erkenntnis, daß die angeblich belebenden Kräfte des Schlafs nichts dazu getan hatten, ihr Gedächtnis zu beleben, wurde ihr so flau, daß sie nur noch ins Bad taumeln konnte, um das bißchen Essen, das sie am Abend hinuntergewürgt hatte, wieder von sich zu geben. Als das

Frühstück kam – frischer Orangensaft, Croissants und Kaffee –, sah sie, daß eine Zeitung mit auf dem Tablett lag. Ihr Blick flog zwischen Zeitung und Fernsehapparat hin und her und verweilte bei keinem.

Wovor hatte sie Angst? Fürchtete sie ernstlich, ihr Bild auf der Titelseite wiederzufinden? Glaubte sie etwa, man habe sie für eine Talkshow zum Thema des Tages erkoren?

Noch immer in der ängstlichen Erwartung, sich ihrem eigenen Konterfei gegenüberzusehen, zwang sie sich, den Fernseher einzuschalten. Aber sie bekam nur eine hübsche Blondine Mitte Zwanzig zu sehen, die die Nachrichten in so frischfröhlichem Ton vortrug, daß ihr gleich wieder übel wurde, und die mit keinem Wort eine hübsche Brünette Anfang bis Mitte Dreißig erwähnte, die verschwunden war; dafür berichtete ein Mann aus Nord Carolina, er hätte Elvis gesehen, als er den Mülleimer ausleerte.

Und auch die Morgenzeitung brachte nichts: keinen Hinweis auf eine aus dem Gefängnis entflohene Strafgefangene, kein Wort von einer geistesgestörten Patientin, die sich davongemacht hatte. Man suchte keine Zeugin in Verbindung mit irgendeinem unerquicklichen Vorfall und wußte nichts von einer Frau zu berichten, die sich im Schock vom Ort eines schweren Unfalls entfernt hatte. Es stand überhaupt nichts in der Zeitung.

Wenn sie gar nicht aus Boston stammte, dachte sie, wenn sie nun aus einem anderen Teil des Landes kam und nur in Boston gestrandet war, dann bestand für die Lokalblätter ja auch kein Grund, über sie zu berichten. Aber das Blut auf ihrem Kleid war noch feucht gewesen, als sie es entdeckt hatte, und das konnte nur bedeuten, daß das, was sich ereignet hatte, was immer es gewesen sein mochte, nicht allzu weit entfernt und vor nicht allzu langer Zeit geschehen sein mußte.

Sie erinnerte sich an den Zettel, den sie in ihrer Tasche gefunden hatte – »Pat Rutherford, Z. 31, 12.30«. Stand vielleicht über

diese Person etwas in der Zeitung? Sie las das Blatt noch einmal durch und fand nichts. Wenn das Blut auf ihrem Kleid von Pat Rutherford stammte, dann hatte sich Pat Rutherford entweder in aller Stille und Unauffälligkeit wieder erholt oder lag noch immer irgendwo unentdeckt.

Da aus der Zeitung offensichtlich nichts zu erfahren war, konzentrierte sie sich auf den Fernsehapparat, schaltete von einem Programm zum anderen, sprang zwischen *Good Morning America* und der *Today Show* hin und her. Sie erfuhr, daß es Fachleute gab, die Wissenswertes über geschlagene Lesben und kleptomane Transvestiten zu berichten wußten, daß es ein wahres Heer junger Mädchen gab, die vor ihrem dreizehnten Geburtstag nicht nur ein, sondern mehrere Kinder geboren hatten, und daß es eine erschreckende Menge von Ehemännern gab, die keine Lust hatten, mit ihren Frauen zu schlafen. Sie erfuhr das alles von Leuten, die endlos darüber redeten und irgendwelchen Moderatoren im Fernsehen ihr Herz ausschütteten.

Sie dachte schon daran, beim Sender anzurufen. Ich habe eine super Idee für eine Show, würde sie sagen: Frauen, die *nicht wissen*, ob sie geschlagene Lesben oder kleptomane Transvestiten sind, die *nicht wissen*, wieviele Kinder sie vielleicht bis zu ihrem dreizehnten Lebensjahr zur Welt gebracht haben, die keine Ahnung haben, ob ihre Ehemänner öfter als zweimal im Jahr mit ihnen schlafen. *Frauen, die nicht wissen, wer sie sind*. Alter Hut, konnte sie die Leute vom Sender sagen hören. Solche Frauen gibt's doch wie Sand am Meer.

Vielleicht, stimmte sie zu. Aber wieviele von ihnen haben fast zehntausend Dollar in den Manteltaschen und die Kleider voller Blut?

Ja, warum haben Sie das denn nicht gleich gesagt? hörte sie die Moderatoren in erregtem Einklang gurren. *Reiche, blutbefleckte Frauen, die nicht wissen, wer sie sind!* Mann, das ist eine Idee, die wirklich noch nicht da war.

Den Talkshows folgten Spielsendungen, dann kamen die Seifenopern. Die Bilder schicker und gepflegter Männer und Frauen flimmerten über den Bildschirm, und eine sonore Männerstimme kündete den Auftritt der *Jungen und Rastlosen* an. Jung und nutzlos, hörte sie den jungen Mann im Tante-Emma-Laden sagen, als sie sich zurücklehnte, um sich die Sendung anzusehen. Wer waren all diese problembeladenen schönen Menschen, und wieso waren sie am hellichten Nachmittag so aufgedonnert?

Widerstrebend holte sie ihr eigenes Kleid aus dem Schrank und betrachtete das blutdurchtränkte Vorderteil wie ein modernes Kunstwerk, vielleicht von Jackson Pollock. Aber es sagte ihr genausowenig wie ein abstraktes Bild. Heftig knüllte sie das Kleid zusammen und schleuderte es an die Wand. Wie zum Hohn entfaltete es sich im Herabfallen wieder. Sie kehrte zu ihrem Platz am Fußende des Bettes zurück und starrte blind vor sich hin, bis die schräg durch das Fenster einfallenden Sonnenstrahlen ihr sagten, daß es Abend war.

Die Nachrichten um halb sieben meldeten neue Probleme, aber immer noch nichts von einer verschwundenen Frau mit Blut auf dem Kleid und viel Geld in den Taschen.

»Wer bin ich?« rief sie, schaltete zornig den Fernsehapparat aus und bestellte sich beim Etagenservice ein Abendessen, wobei sie sich über die Unverwüstlichkeit ihres Appetits wunderte. »Was ist mir passiert? Wo habe ich mein Leben hingepackt?«

Zu Beginn des nächsten Tages wußte sie, daß sie sich auf die Suche machen mußte.

Copley Place ist ein beeindruckender Komplex von Büro- und Geschäftsbauten am Copley Square, dem Herzen der Back Bay. Es gibt dort ein großes Hotel, mehrere gute Restaurants und über hundert Läden und Kaufhäuser, die über zwei Ebenen verteilt sind.

Aber sie war nicht beeindruckt. Sie war verängstigt.

Unter dem Mantel nur die Unterwäsche, die bloßen Füße in die engen Schuhe gezwängt, näherte sie sich dem ultramodernen Kaufhaus am Ende des Einkaufszentrums. In der Hand hielt sie eine Plastiktüte für schmutzige Wäsche aus dem Hotel, die mit sauberen Bündeln von Hundert-Dollar-Scheinen gefüllt war. Unter dem Geld lag ein zweiter Wäschebeutel, der ihr blutverschmiertes Kleid enthielt.

»Kann ich Ihnen vielleicht helfen?«

Sie sah sich um, entdeckte, daß sie irgendwie in die Abteilung für Damenbekleidung gelangt war, und nickte der vogelähnlichen Frau an ihrer Seite zu. Wenn sie jetzt etwas gebrauchen konnte, dann Hilfe.

»Ich brauche ein paar neue Sachen«, sagte sie in täuschend ruhigem Ton. »Ich habe überhaupt nichts anzuziehen.«

Die Verkäuferin beugte sich interessiert vor. »Sie brauchen eine neue Garderobe?« fragte sie eifrig.

»Nein, ich brauche nur etwas für heute.«

Die Hoffnung auf eine dicke Provision erlosch im hageren Vogelgesicht der Frau. »Möchten Sie sich etwas Elegantes ansehen oder eher etwas Sportliches?« fragte sie zurückhaltend, als wäre sie nicht sicher, ob sie vielleicht zum besten gehalten wurde.

»Sportlich. Hosen vielleicht und einen leichten Pulli.«

»Dann kommen Sie bitte mit.« Die Frau führte sie in einen Teil der Etage mit einer verlockenden Auswahl an Sommersachen. »Welche Größe?«

Sie hielt den Atem an, während sie versuchte, sich an die Größe des blauen Kleids zu erinnern. »Sechsenddreißig?«

»Tatsächlich?« Die Frau musterte ihren Mantel so scharf, als könne sie durch ihn hindurchsehen. »Ich hätte auf vierunddreißig getippt.«

»Da haben Sie vielleicht recht. Ich habe in den letzten Tagen wahrscheinlich etwas abgenommen.«

»Gratuliere! Ich weiß, wie mühsam das sein kann. Ich selbst habe mein Leben lang nie mehr als fünfundvierzig Kilo gewogen, aber meine Tochter, die Ärmste, sie schlägt nach der väterlichen Seite der Familie und muß ständig aufpassen. Sie können wirklich froh sein.«

So albern es war, sie war beinahe stolz.

»Und jetzt gönnen Sie sich eine Belohnung, hm?« fuhr die Verkäuferin fort. »Recht haben Sie. Die haben Sie sich verdient. Aber viel mehr sollten Sie nicht mehr abnehmen, finde ich. Wenn man als Frau ein gewisses Alter überschritten hat, sieht man mit ein paar Pfund mehr besser aus.« Sie nahm eine beige-farbene Hose von einem Ständer und einen kurzärmeligen cremefarbenen Baumwollpulli mit braunen Blumen auf einer Seite von einem anderen. »Gefällt Ihnen das?«

Gefiel es ihr?

»Probieren Sie die Sachen doch einfach mal an. Dann wissen wir gleich besser, wonach wir suchen.«

Sie nickte, nahm Hose und Pulli und folgte der Frau zu den Kabinen.

»Ich bin gleich hier draußen, wenn Sie mich brauchen sollten.«

Sie trat in die kleine Kabine und zog den Vorhang fest zu, ehe sie ihren Mantel ablegte. Dann schlüpfte sie in die beigefarbene Hose, Größe vierunddreißig, und zog den hellen, kurzärmeligen Pulli über den Kopf. Sie bekam die Hose ohne Mühe zu; der Pulli fiel locker und bequem von ihren Schultern. Sie trat einen Schritt zurück und musterte sich im Spiegel. Gar nicht übel. Die Verkäuferin hatte einen guten Blick.

»Na, wie sieht's aus?« rief die Frau von der anderen Seite des Vorhangs.

»Gut«, antwortete sie und trat in ihren neuen Sachen aus der Kabine. »Ich nehme beides. Könnten Sie bitte die Schildchen abschneiden?«